

Herr Karl-Heinz Stadtler, Vorsitzender des Förderkreises "Synagoge in Vöhl e.V.", hat den Bericht über seinen Vortrag zur Verfügung gestellt.

„Jeder ist verantwortlich für das, was er tut“

Vortrag von Karl-Heinz Stadtler, über die Deportation nach Sobibor vor 80 Jahren

Nach dem Vortrag Karl-Heinz Stadtlers über die Deportation Waldeck-Frankenberger Juden vor 80 Jahren diskutierten die Zuhörer noch eine halbe Stunde über Schuld und Verantwortung. Stadtler hatte in seinem Beitrag auch ausführlich dargestellt, zu welchen Vorkommnissen – auch mit tödlichem Ausgang – es in unserer Region gekommen ist: dass eine Bande SA-Männer Juden brutal gefoltert und auch totgeschlagen hatte, dass Bürgermeister das Eigentum deportierter Juden meistbietend versteigerten und viele Bürger zu jenen Versteigerungen gekommen seien. Dass man dies einerseits mit dem Satz begründete: „Wenn ich’s nicht kaufe, kauft’s ein anderer!“ Dass man andererseits nachher aber auch behauptete, man habe von nichts gewusst. Die Gesprächsteilnehmer in der Vöhler Synagoge waren sich jedenfalls einig: „Wir alle können uns oft im Leben entscheiden, ob wir das Gute oder das Böse tun. Und weil dies unsere Entscheidung ist, sind wir auch verantwortlich für das, was wir tun.“

Zu Beginn seines Vortrags gab Stadtler den Ermordeten von Sobibor und Majdanek ein Gesicht. Zumindest von einigen konnte er Fotos zeigen, alle fast 40 Personen stellte er mit einigen Worten über ihr Leben und ihre Verhältnisse vor, sodass die Zuhörer zumindest einige Informationen über die Opfer bekamen. Sie kamen ursprünglich aus Battenfeld, Gemünden und Vöhl, aus Korbach, Sachenhausen und Landau, aus Rhoden und Wrexen, aus Usseln, Adorf und Volkmarsen. 21 von ihnen waren bereits Monate vorher nach Wrexen verbracht worden, wo man sie in vier Häusern unterbrachte, die früher Juden gehört hatten und die man zwischenzeitlich „arisiert“ hatte. „Arisieren“ bedeutete, dass man Juden enteignete und ihr Eigentum Nichtjuden übergab – entweder kostenlos als Anerkennung für die nationalsozialistische Gesinnung oder gegen Geld für die Reichskasse. Die Erwachsenen mussten in Wrexen in einer Papierfabrik arbeiten; möglicherweise hatten die Eigentümer der Fabrik billige Arbeitskräfte angefordert.

Der Referent gab dann einen kurzen Überblick über die 9 Jahre, die der Deportation des Jahres 1942 vorausgingen: den Boykott jüdischer Geschäfte, die Bücherverbrennung, die Nürnberger Gesetze, die Anmeldung jüdischer Vermögen als Voraussetzung für die spätere Enteignung, den Kriegsbeginn, der mit Massenerschießungen von Juden zunächst in Polen begann, dann auch an anderen Schauplätzen des Krieges fortgesetzt wurde, die Kennzeichnung der Juden durch den gelben Stern und eben schließlich die Deportationen in den Tod.

Danach ging er – wie eingangs erwähnt – auf viele antisemitische Vorgänge in der Region ein. So haben Kaufleute Kunden verloren, weil sich diese nicht mehr traute, bei Juden einzukaufen. Bei einem Vereinsjubiläum wurden Juden von Parteigenossen aus dem Festzug geholt. Max Oppenheimer aus Altenlotheim und Siegfried Katzenstein aus Vöhl wurden von der SA-Truppe um Fritz Best so malträtiert, dass sie Haus und Hof zu schlechtesten Konditionen verkauften und emigrierten. In Korbach, Vöhl und anderswo wurden Fensterscheiben nicht nur von Jugendlichen eingeworfen. Bei der Frankenberger Polizei gab es eine Liste politisch Verdächtiger, auf der außer vielen Juden auch ein Sozialdemokrat

stand. Hermann Katzenstein aus Höringhausen und Mannheimer aus Adorf, vielleicht auch Siegmund Michel aus Volkmarsen wurden zu Tode geprügelt. Kommunen betrieben Enteignungsverfahren gegen Juden, um sich schon vor der Deportation Wohneigentum zu sichern.

Stadtler stellte kurz die verschiedenen Vernichtungslager vor. Er stellte dar, dass in Treblinka wohl genauso viele Menschen ermordet wurden wie in Auschwitz, und das in sehr viel kürzerer Zeit, nämlich in nicht einmal 1 ½ Jahren; dass dies aber wenig bekannt sei, da allenfalls ein Transport vom Deutschen Reich in das bei Warschau gelegene Treblinka gegangen sei. Das „effektivste“ Lager sei allerdings Belzec in der Nähe des ukrainischen Lemberg gewesen, wo innerhalb nur eines halben Jahres mehr als 500.000 Juden und Roma in den Gaskammern starben.

Er kam dann auf den konkreten Transport und seine Vorbereitungen zu sprechen. Er erwähnte, dass sowohl im Kreis Waldeck als auch im Kreis Frankenberg nur noch ca. 30 % jener Juden lebten, die zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft dort wohnten. Alle anderen waren in die großen Städte verzogen, in die Nachbarländer emigriert oder nach Übersee ausgewandert. Nur Letztere waren in Sicherheit. Alle anderen – so Stadtler – wurden spätestens während des Krieges von der Vernichtungsmaschinerie erfasst.

Das SS-Reichssicherheitshauptamt hatte bereits sehr früh festgeschrieben, welche Personengruppen im Sommer aus Kassel deportiert werden sollten und welche zumindest zunächst verschont blieben: Männer und Frauen unter 65 Jahren, Ehepaare mit Kindern unter 14 Jahren, Gebrechliche unter 55 Jahren waren zu erfassen. Kriegsteilnehmer aus dem Ersten Weltkrieg und in Mischehe mit Ariern lebende Juden wurden noch einmal ausgenommen. Mitte März 1942 informierte die Gestapo Kassel die Landräte, einige Tage später diese wiederum die Bürgermeister; diese erfuhren nun auch die Namen der Betroffenen und erhielten Weisungen bezüglich des mitzunehmenden Gepäcks. Die Wohnungen der zu deportierenden Juden würden durch Gestapo und Finanzamt beschlagnahmt werden. Am 22. Mai schließlich erfuhren die Landräte die exakten Abfahrtszeiten der Züge nach Kassel. Am 31. Mai sollten die Züge in Arolsen um 5.34 Uhr, in Korbach um 6.20 Uhr und in Frankenberg um 7.27 Uhr starten. Die Gestapo wies die Kommunen an, in den Melderegistern nicht wie bisher „evakuiert nach dem Osten“ zu vermerken, sondern „unbekannt verzogen“ oder „ausgewandert“ zu schreiben.

Wie sich Juden auf die Verbringung vorbereiteten, schilderte Stadtler mit Hilfe von Briefen der Emma Hirsch, geb. Katz an ihre Tochter Hilde, die mit ihrem Mann Hans Arndt nach Schweden emigriert war, und an ihre Schwägerin Lina Hirsch.

Emma Hirsch stammte aus der Korbacher Familie Katz, die in der Lengefelder Straße 11 wohnte. Sie hatte nach Sachsenhausen geheiratet, war aber nach dem Tod ihres Mannes und der Emigration ihrer Kinder nach Palästina wieder ins Elternhaus zurückgekehrt. Stadtler hatte Emmas Tochter Hilde und ihren Mann Anfang der 2000er Jahre kennengelernt und konnte die Briefe kopieren. Sie vermitteln einen unmittelbaren Eindruck ins Leben der Familie Katz. Emmas Bruder Siegfried und dessen Frau Hedwig wohnten zu diesem Zeitpunkt schon in Wrexen; ihre Schwester Hermine, Witwe von Alfred Rothschild, lebte in Vöhl. Sie alle wussten mindestens seit dem 11. April – von diesem Tag datiert einer der Briefe, in der Emma dies schreibt -, dass sie „fort müssen“, aber sie kannten das Ziel nicht. Verschont blieben zu diesem Zeitpunkt Johanna Katz, die Mutter von Emma und ihren Geschwistern, sowie die jüngste Tochter Margarete, von denen wir heute aber wissen, dass die „Schonfrist“ nur drei Monate betrug, da sie im September nach Theresienstadt deportiert

wurden. Emma Hirsch berichtet vom „Probepacken“, da nur ein Koffer, eine Einkaufstasche und „hoffentlich“ (unterstreicht sie) ein Rucksack mitgenommen werden könne. Emmas letzter Brief datiert vom 26. Mai, also 5 Tage vor jenem Tag, an dem sie als „unbekannt verzogen“ registriert wurde. Die Kernsätze waren: „Unser Herrgott möge uns beistehen. Ich habe mit dem Leben abgeschlossen. Wenn es nur da draußen nicht so lange dauert. ... Lebt wohl, meine Lieben, der lb. Herrgott nehme Euch in seinen Schutz und sei uns allen gnädig.“

Über den Fortgang des Geschehens informiert uns Robert Eisenstädt aus Hanau, der einzige Überlebende des Transports, dem es gelungen war, aus dem KZ Majdanek kurz nach der Inhaftierung zu fliehen. Monica Kingreen, inzwischen verstorbene Mitarbeiterin des Fritz-Bauer-Instituts in Frankfurt, hatte Eisenstädt getroffen und seinen Bericht veröffentlicht, unter anderem in einem von Dr. Marion Lilienthal, Karl-Heinz Stadtler und Wilhelm Völcker-Janssen 2013 herausgegebenen Buch mit dem Titel „Auf Omas Geburtstag fahren wir nach P.“

Eisenstädt berichtet auch über das Packen der Dinge, die mitgenommen werden dürfen, über den Weg zur Bahn, wo die zurückbleibenden Angehörigen und Bekannten weinten, es aber auch viele gab, die mit spöttischen Bemerkungen ihre Freude kundtaten. Er informiert über den Aufenthalt in Turnhallen Kasseler Schulen, über peinliche Durchsuchungen, spärliche Mahlzeiten, über die Hilfestellung durch die Kasseler Jüdische Gemeinde und schließlich die Abfahrt am Mittag des 1. Juni. Die jüdische Gemeinde habe jeden der Insassen des Zuges mit 500 g Brot, 20 g Margarine, 50 g Wurst und eine Flasche Kaffee versorgt. In jedem Abteil – man fuhr in einem Personenzug dritter Klasse – wurde eine Korbflasche mit 30 Liter Wasser deponiert. SS-Polizei – so Eisenstädts Formulierung – habe im ersten und letzten Abteil gegessen. In Halle und Chemnitz stiegen weitere Juden zu, da für den Zielort eintausend Personen vorgesehen waren und in Kassel nur die Hälfte dieser Zahl erreicht worden war. Am nächsten Tag erreichte man die Grenze nach Polen. Die Fahrt habe sehr lange gedauert; immer wieder habe man auf einem Nebengleis Pause machen müssen, um Transport- und Militärzüge vorbeizulassen. Vorbeifahrende Soldaten hätten sie mit Schmähliedern verhöhnt. Mehrmals seien sie auch Güterzügen mit Russen begegnet, die man wohl nach Deutschland zur Zwangsarbeit gebracht hat.

Eisenstädt schildert dann den Stopp in Lublin, wo alle Männer zwischen 15 und 50 Jahren aus dem Zug geholt wurden. 98 Männer seien dann gezählt worden, die durch Lublin rennen mussten und das Lager Majdanek erreichten. Sie wurden noch am 3. Juni unter den Häftlingsnummern 10.139 bis 10.253 registriert; außer den 98 Männern aus dem Kasseler Zug waren also noch 17 dazugekommen. Die Nummern wurden mit einem Davidstern aus einem roten und gelben Dreieck auf die Häftlingskleidung genäht. Eisenstädt gelang die Flucht aus Majdanek am 11. Juli 1942.

Monica Kingreen berichtet, dass die Lebenserwartung der Männer bei drei Monaten gelegen habe. Bei Hunger und Durst und ständigen Erniedrigungen hätten sie Schwerstarbeit zu leisten gehabt. Von den Männern aus unserem heutigen Landkreis wissen wir, dass Paul Weiler aus Adorf am 4. August und Martin Sternberg aus Vöhl am 5. September 1942 starben und im Krematorium eingeäschert wurden. Das Krematoriumsbuch von Majdanek nennt diese Namen und Daten.

Die Frauen, Kinder und Alten – so berichtet Stadtler weiter – sind am 3. Juni von Lublin aus in das Lager Sobibor weitergefahren, von dem zu diesem Zeitpunkt kaum jemand im Deutschen Reich etwas wusste. Es hatte erst im Vormonat seine Tätigkeit – das Vergasen von Juden – aufgenommen. Im Mai hatte man polnische Juden ermordet. Der Zug aus Kassel war

der erste aus dem Deutschen Reich, der dort eintraf. Da niemand der Zuginsassen überlebt hat und in den Nachkriegsprozessen von den Vorgängen im Allgemeinen gesprochen wurde, wissen wir nicht genau, wie die Tötung der nordhessischen Juden am 3. Juni verlaufen ist. Doch wir wissen, wie die Ankünfte in der Regel verliefen:

Auf der Rampe verließen die Insassen den Zug. Wer nicht laufen konnte, wurde in eine Lore gepackt, hinter eine frühere Kapelle gefahren und dort erschossen. Alle anderen hatten eine Baracke zu passieren, in der sie ihre Koffer und anderes Gepäck ablegten. Dann gingen sie auf einen freien Platz, auf dem sie ein SS-Mann mit Arztkittel begrüßte. Er erzählte ihnen, dass sie in einem Lager seien, in dem sie vor dem Weitertransport in ein Arbeitslager im Osten noch einmal Kraft sammeln sollten. Sie mussten sich auf diesem Platz, manchmal auch in Baracken, ausziehen; ihre Kleidung sollten sie bündeln, um sie nach dem Duschen wieder zu finden. Sie gingen zunächst durch eine weitere Baracke, in der sie Schmuck und andere Wertsachen abzugeben hatten. Dann gingen sie über einen rechts und links mit Ästen und Zweigen als Sichtschutz versehenen Weg, der als „Schlauch“ bezeichnet wurde. Die Frauen passierten eine weitere Baracke, in der ihnen die Haare abgeschnitten wurden. Der „Schlauch“ führte dann um eine Kurve herum in ein Gebäude, in dem sie sich angeblich duschen sollten, in dem sie aber tatsächlich mit einem Gemisch aus Kohlenmonoxid und Kohlendioxid vergast wurden. Den Leichen wurden die Goldzähne extrahiert, ihre Körperöffnungen wurden nach versteckten Wertgegenständen durchsucht. Dann wurden sie in Massengräber geworfen. Später, als die Rote Armee näher kam, ging man dazu über, die Gräber wieder zu öffnen und das, was von den Leichen übrig war, zu verbrennen.

Nach dem Aufstand der Häftlinge im Oktober 1943 wurde das Lager Sobibor aufgelöst, alle baulichen Einrichtungen mit Ausnahme des Hauses des Kommandanten wurden dem Erdboden gleichgemacht, ein ukrainischer Bauer wurde angesiedelt, der das Land in der Weise bearbeitete, dass man nach dem Krieg nur noch schwer feststellen konnte, wo genau sich die Gebäude befanden.

Abschließend schilderte Stadtler, wie man heute in Sobibor und Majdanek der Opfer von damals gedenkt. Er zeigte Fotos von der Gedenkallee in Sobibor und dem Mausoleum in Majdanek. Auch die Gedenktafel mit über 70 Namen im Flur der Synagoge dient dem Gedenken. 2007 hat der Landkreis Waldeck-Frankenberg im Hof der Synagoge das Mahnmal „Auf der Schwelle zwischen Leben und Tod“ der Künstlerin Eva René Nele aufstellen lassen, das dem Gedenken an alle Opfer der Deportationen gewidmet ist - den Juden, den Sinti und Roma, den Homosexuellen, den Sozialisten und Kommunisten und auch den Pfarrern und Priestern, die in den vielen Lagern im Deutschen Reich und in den besetzten Ländern umgebracht wurden.